

(Nachdruck verboten.)

137

Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Bod.

So oft Dohheimer im Gemeinderat seine Stimme für die Feldbereinigung erhob, stieß er auf eine geschlossene Gegnerschaft. Keinen Pfennig bewilligte man. Und weil die Borektern Getreidebauern gewesen waren, mußten es die Nachfahren auch sein. Alles wies hier oben auf Grasbau und Viehzucht hin. Wohl gezielte sich's, auf Vätersitte und -brauch zu halten, aber mit dem Vorbehalt, daß man dabei vorwärts kam und der Zeit ihr Recht nicht verkürzte. Wozu hatte einem der Herrgott den Verstand gegeben, wenn man ihn nicht gebrauchte?

Er ging den Haibacherweg hinauf bis zum Donnerwäldchen, wo seine und des Allendörfers Grundstücke lagen, zusammen wohl an zweihundert Morgen. Ein stattlicher Besitz! Noch ein paar Monate weiter, und der Maß war darüber Herr. Ein bitteres Gefühl stieg in ihm auf. Gern gab er die Zügel nicht aus der Hand. Da hatte man sich sein Leben lang abgeschunden, und so ein fremder Mensch kriegte den Schmah davon. Stät, stät! Sein Kind hatte doch auch Teil daran. Und am End war's gut, daß er rastete. Er hatte das Leiden und mußte sich Schonung auferlegen. Für die vereinigten Güter war's von unschätzbarem Vorteil, daß der Karzes fast gestiftet wurde. Der Hannpeter hatte verlauten lassen, daß der Allendörfer und sein Sohn nicht zum besten miteinander stünden. So konnte man den Tochtermann desto leichter zu sich herüberziehen. Ein junger Akt ließ sich noch biegen. Gestaltete sich das Verhältnis so, wie er wünschte, dann sah er auf seinem Altenteil und hielt den Maß am Kordel. Der mußte noch mancherlei lernen und durfte von Glück sagen, daß ihm sein Schwiegervater mit Rat und Tat zur Seite stand.

Der Dohheimer ließ die Ereignisse des gestrigen Tages noch einmal an sich vorüberziehen. Er wunderte sich bloß, daß er das alles so gut überstanden hatte. Das war der beste Beweis, daß er trotz seiner Kränklichkeit noch einen „Stumper“ vertragen konnte. Ueberhaupt dachte er heute viel ruhiger über die geschehenen Dinge. Gewiß, im Dorf waren alle Mäuler in Bewegung. Auf Wochen, ja auf Monate hinaus hatten die „Drätscher“ Stoff. Gott sei Dank, man war keinem etwas schuldig. Jetzt hieß es den Kopf erst recht hoch getragen. Schließlich würde der Klatsch auch einmal verstummen. Das Wichtigste war, daß die Mariann sich duckte. Er hatte ihr auch gehörig den Kern gestochen. Da fiel ihm ein; noch waren die Vorbereitungen zur Bewirtung der Gäste zu treffen. Man mußte sich tummeln. Die paar Stunden gingen schnell herum. Dem Hannpeter seine Frau sollte in der Küche helfen. Das Getränk lieferte der „Pflug“. Capnerment! Da schlug's schon fünf. Als bald trat er den Heimweg an.

Am Rödelershang, unfern der Straße, die in bedeutender Steigung zum Oberwald führt, liegt der Totenacker, ein Biered, von niedriger Mauer umhegt. In aller Frühe ist die Mariann heraufgekommen. So schnell ist sie gegangen, daß sie schier den Atem verloren hat. Verschraubend steht sie am Tor.

Drunten im Tal wogen die weißen Nebel. Am Firmament ist der Mond noch sichtbar, der bleiche Gesell. Ostwärts, wo der Wall der Berge im Dämmergrau liegt, treten die Konturen allmählich schärfer hervor. Die Wölkchen, die den Aether durchschwimmen, färben sich rosenrot. Mit einem Mal blüht es über die Kuppen, und der Sonnenball schwebt empor. Vor seiner Lichtflut fliehen die letzten Schatten der Nacht, das Gespinnst in der Niederung zerrinnt, und in buntem Farbenspiel tut sich das Gelände auf.

Die Mariann hat kein Auge für all die Pracht. Sie steht übermächtig aus, und ihr Gesicht zeigt die Spuren vergossener Tränen. Nun öffnet sie das Friedhofstor und wendet sich zur Linken, wo hart an der Mauer das Grab ihrer Mutter liegt. Auf granitnem Sockel erhebt sich ein schlankes Marmorkreuz, dessen Vorderseite die Inschrift trägt:

Hier ruht in Gott
Katharina Luise Dohheimer,
geboren am 4. Juni 1854,
gestorben am 17. April 1889.

Auf der Rückseite stehen die Worte des Psalmisten:
Wo Dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre,
So wäre ich vergangen in meinem Elende.

So oft die Mariann das Grab besucht, bringt sie — je nach der Jahreszeit — einen Blumenstock oder einen Flechtfranz mit, heute in ihrer Seelenpein ist sie mit leeren Händen erschienen, nur von dem Gedanken geleitet, daß ihr leichter werde, wenn sie an der geweihten Stätte ihr Herz ausschütten. Sie kniet nieder und faltet die Hände wie zum Gebet: „Mutter, ich kann Dir gar net sagen, wie ich mich braust.“ Ich hab meinem Vater aus reinem Herzen gestanden, wie's mit mir und dem Fried gewest is. Ich hab mich hoch und heilig verschworen, und he traut mir doch net. Se glaubt, scheint's, ich tät mit dem Fried unter einem Hütlein spielen, und schiebt nu den Maß als Kiegel vor. Nix Genaues weiß ich net, aber 's is mir so, als steckt der Hannpeter dahinter, der Schuchspibengucker! Daß was im Werk is, hab ich gest gleich gemerkt. Alsfort is der Maß um mich erum gedandelt. Se is mir zuwidder. Und hent is die Brait. Was soll draus werden! Guck, das is schrecklich, daß ich mich bei keinem net aussprechen kann, außer bei dem Fried. Meine Kameradinnen sein ganz anderster wie ich. Gest sagt die Kibächersmarie, sie tät dedenhoch springen, wann sie ein Bursch kräg wie den Maß. Und mich schauert's, wann ich denk, daß he mir nah kommt. Mein Vater spricht, das wäre neumodisch, daß ich den Fried gern hab. D nee. Das Gernhaben is so alt wie die Welt. Ich hab schon in der Konfirmandenstund gelernt, daß man seinem Mann von ganzem Herz anhangen soll. Kann ich dann das bei dem Maß? Ja, mit dem Fried, das war was anders. Es zwingt mir mein Vater den Bräuem** auf. Vor Dir brauch ich nix zu verhalten. Die Nacht sein ich drauf und ran gewest, zum Fried zu gehn. Dem is alleweil gewiß net gut und hätt mich mit Freuden aufgenommen. Se war auch mit mir fortgemacht, wann's sein müßt, nach Amerika. Ich hab mir's vielmal überlegt. Ich sein meinem Vater sein einzig Kind. Se hängt an seinem Vieh, an den Aekern und Wiesen. Und ich hab auch mein Spaß dadran. Das liegt im Blut. Uns' Sach im Stich lassen, kann ich net. Mein Vater is ein frommer Mann, aber eigenköppig, alsenal auch krappig. Sollt's von seiner Krankheit kommen? Ich schäh, he is früher schon so gewest. Du müßt's ja wissen, Mutter. 's gedenkt mir, wie ich noch ein klein Bündelchen war, hat he Dich einmal schrecklich ausgescholten. Und hast keine Widerwort geben, hast nur geknnt. Guck, wie mir so winneweh war die Nacht, is mir das eingefallen. Und hat auch gerisckelt in meiner Kammer. Gell, Mutter, Du hast mir gekloppt? Sei ganz ruhig, ich kenn mein Weg. Du bist mit meinem Vater fertig worden, und ich muß sehn, wie ich mit dem Maß fertig werd. Ich hab ja Sorg, 's wird nix müß mit dere Brait. Und wann ich in Sahnenkrallen fall, ich tun meine Arbeit und sein still.“

Also machte sie ihrem bedrückten Herzen Luft. Als sie den Friedhof verließ, lagerte ein tiefer Ernst auf ihrem Gesicht, ihr Blick aber bekundete Entschlossenheit, sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Während der Morgenstunden hielten die Dine und dem Hannpeter seine Frau beim Dohheimer großes Reinemachen. Stuben und Kammern wurden gescheuert, die Dielen mit weißem Sand bestreut. Obgleich von einer „Beschauung“ durch die Allendörfers keine Rede sein konnte, stand das Vieh für alle Fälle spiegelblank gepuht im Stall.

Des Nachmittags erschienen zur Brait als die ersten der Allendörfers, seine Frau und der Maß. Der Dohheimer hieß sie an der Stubentür willkommen. Die Mariann saß der Sitte gemäß auf der Ofenbank und verhielt sich durchaus passiv. Ueber die augenblickliche Verlegenheit kam man hinweg, sofern das stattgehabte Unwetter reichlichen Gesprächs-

*) brausten = sich Sorgen machen.

**) Bräutigam.

stoff bot. Unterdessen stellten sich die Geladenen ein: der Bäckerphilipp nebst seiner Frau, der Andreas Albad, genannt der Notring, beide mit dem Dohheimer weitläufig verwandt, der Hannpeter als Freiersmann, der alte Videlmeier, zuletzt der Bürgermeister mit dem Grundbuch in der Hand. Auf dem Tisch lag für das „Schriftliche“ alles bereit. Sobald das Dorfoberrhaupt Platz genommen hatte, ließen sich auch die übrigen nieder. Die Verhandlung begann. Der Bernhard Dohheimer und der Zacharias Allendörfer waren willens, ihren gesamten Besitz ihren Kindern zu übergeben, wogegen sie sich den lebenslänglichen Einfluß in ihren Behausungen und die Leistung gewisser Reichnisse an Lebensmitteln und Naturerzeugnissen ausbedungen. Bis zur vollständigen Erfüllung dieser Leistungen behielten sich die Abtreter das Eigentumsrecht an ihren Gütern vor. Die Gutsübergabe sollte Martini stattfinden.

Der Bürgermeister amtierte heute in seiner Eigenschaft als Vorsteher des Ortsgerichts. Wohlbewandert in derlei Geschäften, richtete er vor allem sein Augenmerk darauf, daß die bedungenen „Auszüge“ die Wirtschaft der neuen Besitzer nicht übermäßig belasteten. Frag und Antwort flogen hin und her. Manchmal geriet man scharf aneinander, und die Köpfe wurden heiß. Zwischendurch tat der Dohheimer die Aeußerung, er habe gehört, der Karges sei dem Moritz Edelschild von Bellersheim „ehliche Tausend Mark“ schuldig. Er verlange genaue Auskunft, wie sich die Sache verhalte. Ohne aufzublicken erwiderte der Allendörfer, er gestehe zu, mit dem Jud „gehandelt“ zu haben. Weil er aber gemerkt habe, daß dieser „die Bohnen aufpeze“ und „den Sack samt dem Zippel“ verdienen wolle, habe er ihm die Freundschaft gekündigt. Sein Besitz sei schuldenfrei. Der Max sah den Hannpeter an. Hatte der ihm etwas vorgefabelt, sein Geschäft als Freiersmann besser zu betreiben? Oder war es dem Vater gelungen, sich von dem Edelschild frei zu machen und seine Schulden zu bezahlen? Daß er die Wahrheit verhehlte, traute der Sohn ihm nicht zu. Der Hannpeter rieb sich das Kinn und dachte: „Wann der Karges noch nie gelogen hat, allerweil lügt er. Was geht's mich an?“

Ein paar Stunden vergingen, eh alles durchgesprochen und geregelt war. Darauf brachte der Bürgermeister unter Zuhilfenahme des Grundbuchs den Vertrag zu Papier, las ihn vor und ließ ihn unterschreiben. Man kam überein, sogleich auch das „Eheberedungsprotokoll“ aufzusetzen, dessen Niederschrift wiederum geraume Zeit beanspruchte. Endlich war der geschäftliche Teil der Braut erledigt. Die Dine und dem Hannpeter seine Frau trugen Kaffe und Kuchen auf, und der Dohheimer holte Schnaps herbei. Der Andreas Albad, der Gewohnheitstrinker war, begleitete den ersten „Wuppdiß“, den er sich zu Gemüte führte, mit den Worten:

„Branntwein, Du edler Christ,
Wirfst gar manchen auf den Mist,
Gast's meinem Vater angetan,
Fängst jetzt auch bei mir schon an.“

Mit seinem Spottnamen „Notring“ hatte es folgende Bewandnis. Alle Stunde begab er sich in den „Pflug“, dort ein Vierteleßen Schnaps zu trinken. Begegnete ihm jemand und fragte: „Andres, wohin?“ lautete die Antwort: „In die Schmied, ein Notring“) holen.“ Oft wurden an einem Tage zwölf Notringe gezählt. Im übrigen entwickelte der Andres, wenn er betrunken war, einen ganz gesunden Humor.

Gerad war von Frischborn die Rede, wo der Blitz vergangene Nacht gezündet hatte.

„Das sein es dreizehn Jahr her,“ jagte der Notring, „daß der Schäfer von Frischborn in die Höh gangen is.“

Alle machten verdunkte Gesichter.

„In die Höh gangen? Wie is dann das zu verstehen?“

„Kur stät,“ machte der Notring, „ich will's Euch ver-zählen.“

Mit gefüllten Waden hörte man ihm zu.

„Von Lauterbach sollt ein Fuhrmann ein Faß Wein nach Dirllammen bringen. 's war im August und barbarisch heiß. Der Fuhrmann schlief. No, der Gaul kannt sein Weg. Es kam eine Steig. Das Faß rollt erab und geht auseinander. Dreizehn Wildgän' jehn's gullern und machen sich über den Wein her und saufen sich blindhagelvoll. Wie sie nun so erumdurmeln, fallen sie dem Schäfer von Frischborn in die Händ. Der bind schwind alle dreizehn an seine Hundskett und lacht sich ins Häuschen, was er für einen guten Fang

getan hat. 's dauert abernet lang, da sein die Wildgän' wieder nüchtern worden. Und schlagen mit den Flügeln, daß es dem Schäfer schwul wird. Wupp! gehn sie mit ihm in die Höh. Von der Zeit an hat man nix mehr von ihm gehört.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Schornsteinfeger.

Skizze von Karl Busse.

Mit schlurrenden Pantoffeln segelte der „schorrne“ Franz, der Duschel-Franz, die Chaussee entlang — auf Gollnow zu.

Es war Hochsommer, und die Sonne brannte. Dunstig lagen die Fernen. Die Blätter der Bäume hingen schlaff und weß; sie waren in der anhaltender Dürre zum großen Teil schon vorzeitig gelb geworden.

Kein Wagen rollte durch die glühende Hitze, kein Windzug blies dem Duschel-Franz ins Gesicht.

Aber er schien nicht ungeru hier zu wandern. Er machte auch keine Rast. Hin und wieder nahm er die kurze Leiter auf die andere Schulter und küstete den Zylinder.

Der mehligte Staub des Begeß hatte wie mit feinem, zerblasenem Pulver seine Pantoffeln bestreut, daß sie beinahe grau aus-sahen. Unter dem hohen Hut rannen ein paar Schweißtropfen hinab und zogen über die ruhige Stirn ihre Bahnen. Denn der Duschel-Franz hatte ein Gewerbe, bei dem der Sauberste nicht weiß bleibt. Er war Schornsteinfeger.

Es hatte ihn damals, als er in die Lehre sollte, niemand gefragt, ob er Lust zu dem Berufe hatte, der nicht jedermanns Sache war. Ja, es war eine große Gnade gewesen, daß der Meister, dem der Kreisbezirk zugeteilt war, den Jungen überhaupt genommen hatte. Und hätten nicht gewichtige Personen ihr Wort für ihn eingelegt, so wär' heut ein anderer nach Gollnow gewandert.

Er mußte selber, daß er einem ehrwürdigen Stand angehörte. Meister Schüke hatte ihm das oft vorgezeigt. . . der stolze, behäbige Meister, dessen Rauch nicht mehr gut in die Schornsteine rutschte, und der lieber im „Goldnen Lamm“ das große Wort führte. Er war noch einer aus der alten Zeit, anhänglich den von den Vorfahren überlieferten Sitten und eiferfüchtig bedacht auf den Ruhm und die Ehre seines Gewerbes. So erzählte er gern und mit Stolz von den Zünften der vergangenen Jahrhunderte, führte wohl auch an, daß die Schornsteinfeger von allen anderen Gewerben sich durch ihren gewissermaßen amtlichen Charakter unterschieden, und legte dem Zylinder symbolische Bedeutung bei. Er zeige bei der notgedrungenen ruhigen Arbeitstracht die Vornehmheit des Standes, der sich noch manches alte Vorrecht bewahrt habe: so zum Beispiel das Recht des neujährlichen Umgangs . . .

Der Duschel-Franz hatte alles dies so oft gehört, daß er nicht im geringsten zweifelte, sondern ganz die Meinungen Meister Schükes teilte. Auf den Knien, jagte sein Lehrherr, müsse er Gott danken, daß er in das allehervordrige Gewerbe aufgenommen sei. Von Rechts wegen hätt' es nicht geschehen dürfen, denn Krüppel oder mit Mängeln der Geburt und äußeren Bildung behaftete Individuen gehörten da nicht hinein.

Nun hatte der „schorrne Franz“ zwar seine schlanken und ranken Glieder gehabt, als Meister Schüke sich für ihn entschied, doch er war stumm gewesen und stumm geblieben. Es war ein Glück, daß man beim Kaminfegen und Essenlehren keine Reden zu halten brauchte. Denn das hätt' er nicht gelernt, so gut er auch das andere begriff. Ein fixer Bursch war er von Anfang an gewesen. Wie eine Rahe spazierte er auf den Dächern, kletterte an den Steigeisen die Schornsteine empor und hantierte mit Senkflugel und Kreuzbesen, daß es eine Art hatte. Der Lehrherr mußte das wohl. Er hielt dem Duschel-Franz zwar alle Tage vor, daß er ihn gleichsam nur aus Menschenliebe und christlichem Mitleid aufgenommen hätte, aber er ließ ihn nicht ziehen und band ihn recht fest an sein Haus. „Wenn ich mal Feierabend mach', Franz,“ sagte er und meinte den Tod damit, „dann wirst Du Meister und bekommst den Kreisbezirk. Warum also willst Du laufen?“

Der Stumme nickte. „Nein, er wollt' ja auch gar nicht fort . . . es war schon recht so. Man blieb allerdings nicht immer zwanzig Jahr . . . man wurde älter . . . man dachte ans Heiraten.“

Es war ein feines Mädel drüben beim Klempner . . . die Christel Klein. Stundenlang hätt' er ihr zusehen können. Frühmorgens stellte sie den Spiegel schräg gegen's Fenster und zupfte sich die Löcher in die Stirn. Abends, im Sommer, begoß sie den kleinen Vorgarten. Wie sie da die Gießkannen schleppte, die ihr Vater selbst gemacht hatte! Wie sie die blanken in die Regentonne tauchte, daß gurgelnd das Wasser hineinschoß, und wie sie die schweren dann hob . . . man sah ordentlich die Muskeln spielen an den kräftigen Armen!

Viele Burschen waren auch hinter ihr her, und man sprach davon, daß sie mit diesem und jenem hielte. Doch mußte niemand etwas Rechtes. Und eines Sonnabends, als Christel Klein wieder goß, ging der Duschel-Franz weiß gewaschen und glatt gekämmt hinüber an den Zaun.

Sie lachte ihn an . . . er lachte wieder, aber ohne Ruhe und

*) Ein Erfahrtück, das die Fuhrleute brauchen, wenn ein Ring in der Zugkette platzt.

Kleines feuilleton.

Sicherheit. Und da niemand in der Nähe war, wagte er es, ihr einen Brief zu geben. „Dies!“ baten seine Augen. Ganz erstaunt hob sie den Kopf und stellte die Gießkanne hin. Ihre Hände waren feucht, daß sich die Tinte etwas verwischt, aber sie begann neugierig zu lesen. Bald wußte sie auch, daß der Duschel-Franz ihr einen regulären Antrag machte und sie heiraten wollte.

Er stand schwer atmend am Zaune und hatte alles in den Augen, was er nicht sagen konnte. Mit den Händen hatte er das Staket gefaßt und zitterte, und sah sie an, und wurde weiß und rot.

Sie bekam jedoch vor Zorn einen roten Kopf, denn sie war ein stolzes Persönchen. Und mit scharfem Lachen sagte sie: „Die Hixe war wohl zu groß, Herr Nachbar.“ Dabei tippte ihr Zeigefinger gegen die Stirn. „Weil ich nicht bei jedem Kuß weiße Flecken will, nehme ich keinen Müller. Aber schwarze Flecken passen mir noch schlechter, Herr Schornsteinfeger.“

Und sie warf ihm den feuchtgewordenen Brief über den Zaun, schürzte mit einer Hand rasch und zornig das Kleid und griff mit der anderen nach der Gießkanne. Die Kann war noch halb voll. Achlos schüttete sie den vollen Guß auf einmal über den Esen und verschwand im Hause.

Der Duschel-Franz öffnete den Mund als wollt' er ihr nachschreien, aber er bekam wie immer auch diesmal nur einen unartikulierten Laut heraus. Dann schüttelte er wie wahnwitzig den Zaun, als wollt' er ihn umbrechen. Bis er dann endlich mit vorstößenden Knien über die Straße ging.

Außerlich war dies alles. Es folgte nichts. Christel Klein heiratete bald und verließ die Stadt. Und der Duschel-Franz kletterte nach wie vor auf Dächer und ließ die Kugel in die Schornsteine und die Rauchkanäle rollen.

Aber innerlich war das nicht fertig und richtig. Da stimmte etwas nicht. Oft blieb der Stumme, was er sonst nie getan, auf dem Dachstuhl sitzen und sah über die Dächer fort, sah hinab auf die Straßen, empor zum Himmel. Es war etwas in ihm, das er nicht fassen konnte. Weinauf ihm selber unbewußt spannten seine Finger sich manchmal, als wollten sie es greifen, ihm Form geben, es halten, damit er es erkennen könnte. Und eins, als er wieder auf einem Dache saß, empfand er etwas Selbstjames, das es wohl sein konnte.

Unter ihm, die Gassen, waren voll Rebel, so daß man die Menschen nicht zu erblicken vermochte. Nur unverständliche Rufe und Worte drangen herauf zu ihm wie aus weiter Ferne.

Da dachte er, daß eigentlich so sein ganzes Dasein war, daß er einsam und gleichsam vom richtigen Leben geschieden dastah. Niemand kümmerte sich um ihn; die Mutter war früh gestorben, dem Vater war er eine Last gewesen. Von allen Spielen der übrigen Kinder hatte seine Stummheit ihn ausgeschlossen. Sie zog auch die Scheidewand zwischen ihm und seinen Kollegen, zwischen ihm und dem Meister. Denn weil ein Gespräch mit ihm immerhin unverständlich war, so scheute jeder die Mühe und beschränkte sich auf das Notwendigste, das kahl und dürr war wie ein Stamm, dem alle Fierden der Blätter und Zweige fehlen. Genau wie es hier oben war, war es also unten auch: niemand, der ihm nahe stand. Er war unendlich einsam.

Langsam und ungeschicklich arbeiteten sich in dem Stummen diese Bilder, Gedanken, Gefühle heraus. Und immer noch stand dahinter Christel Klein, die sich die blonden Locken in die Stirn zupfte, die aus der Regentonne schöpfte, die selbst an Wochentagen so sauber und geleckt aussah, wie er nicht mal am Sonntag.

Die ganze Liebe zu ihr, der Antrag, den er gemacht — was war das weiter gewesen als ein Versuch, aus dem Rebel, aus der Einsamkeit herauszukommen? Einen Menschen zu haben wie die anderen, behaglich zu zweien zu sitzen, einem auszudrücken, was man so sein ganzes Leben in der sammelnden Kraft der Stille gedacht hatte, ohne es sagen zu können — das mußte unendliches Glück sein.

Und wenn zum Dache empor, auf dem der Schornsteinfeger hantierte, manchmal das heitere Lachen der Mädchen scholl, dann drängte sich wie eine rasende Flut, die Dämme brechen wollte, etwas in dem Duschel-Franz empor, und er fürchtete, das würde einmal frei werden in einem großen, furchtbaren Schrei, der die ganze Welt erschrecken mußte. Eine dumpfe, gewaltige Sehnsucht zog ihn nach unten, zu den behaglich-lustigen Menschen, und immer wieder das unklare Begehren nach einem, dem er nahe war, der alle Worte seiner Stummheit verstand, nach Christel Klein, nach einer Frau, nach einem Kinde . . .

Je älter er wurde, um so mehr liebte er gerade die Kinder. Nach der schroffen Ablehnung seiner Werbung hatte er nicht mehr Mut und Glaube genug, sich an die Mädchen heranzutragen. Vielleicht war das Bild Christels auch noch zu wenig verwischt in ihm. Jedenfalls hatte er Kinder mehr und mehr gern und blieb von weitem oft stehen, sie in ihrem flinken Lauf oder in ruhigem Spiel zu beobachten.

Denn kam er näher, so stoben sie wie Vögel nach allen Richtungen der Windrose davon, die einen spottend, die anderen heulend. Er war ja der „schwarze Mann“, von dem die Dienstmädchen den Kleinen erzählt hatten. Und immer, wenn der Duschel-Franz die panikartige Flucht sah, zuckte es in seinem Gesicht, und wie in schnell aufsteigendem Zorn und Weh verschoben sich die Augenlider, daß das Weiße stark hervortrat. Es sah in dem beruhten Gesicht doppelt schrecklich aus.

(Schluß folgt.)

i. Wie Johann Friedrich Dieffenbach, der berühmte Chirurg und Professor an der Berliner Universität, neue — Nasen zu machen pflegte, erzählt einer seiner ausländischen Hörer. Dieffenbach war ein Typus eigener Art. Er war klein, bager, nur Knochen und Nerven, von dunkler Farbe, glatt rasiert, Kleidung nach Schnitt und Stoff von höchster Eleganz. Seine Bewegungen waren gemessen, sicher. Sein Vortrag war sozusagen null und beschränkte sich auf wenige Worte; aber operieren mußte man den Mann sehen. Da war kein Ueberlegen, kein Zaudern, keine überflüssige Geberde, alles rasch, sicher, geschmackvoll, beinahe künstlerisch, unterstützt von ungewöhnlicher Körperkraft. Durch nichts ließ er sich irre machen. Ob das Blut ihm über die Hände rann, daß man nichts mehr unterscheiden konnte, ob der Patient schrie, gleichviel. Dieffenbach kannte jeden Muskel und dessen Verzweigung, war seiner Sache sicher. In Nu, höchstens in ein paar Minuten, war jede Operation fertig. Dabei trug er keinen Schurz, arbeitete im Freod, mit leicht gestülpten Ärmeln. Selten wurde er bespritzt. Mehr als drei Operationen wurden nicht gemacht. Fünfundzwanzig Minuten nach dem Schlag hörte man ein leichtes, zweirädriges Fuhrwerk in scharfem Trab heranrollen. Es war Dieffenbach, und in demselben Moment trat er auch schon in den Saal. Mit dem Schläge war er stets zu Ende und rollte davon. Es war die Zeit der Rhinoplastik (organischer Wiedererlag der Nase). Aus einem Bogen Papier schnitt Dieffenbach verschiedene Nasen aus und fragte den Patienten, welche Sorte ihm am besten gefalle. Eine bourbonische, eine griechische? Je nach der Antwort legte er die Papiernase auf ein Stück Leder und schnitt sie aus, klebte sodann das Leder auf die Stirne des Patienten, verkehrte, Spitze nach unten. Mit ein paar Schnitten war die Stirnhaut losgetrennt, oft bis in die Haare hinein, wurde umgelehrt, der obere Teil nach unten gezogen. Die künstliche Nasenwand wurde an der Lippe, oberhalb des Schnurrbartes, festgenäht, der hohle Raum mit Scharpie gestopft, die Wänder in die Waden eingefügt, das Ueberflüssige mit der Schere weggezwickelt, und die Nase, wie sie der Patient gewünscht, stand ihm im Gesicht. Die leere Fläche in der Stirn wurde nun durch Zusammenziehen der Stirnhaut vermindert, so daß nur eine Lücke etwa von der Größe eines Pfennigs verblieb, welche durch ein Pflasterchen verdeckt wurde. Wierzehn Tage später wurden die Patienten wieder vorgeführt, deren neue Nasen sich nicht übel annahmen. — Dieffenbach starb in Berlin 1847. —

k. h. Die Aegypter auf Sinai. In der rauhen, wilden Gebirgsinsamkeit der Sinai-Halbinsel lagen von altersher Schätze verborgen, die die Bewohner der benachbarten Länder zu Streifzügen in das unwirkliche Land verlockten. Unter dem unscheinbaren Sandstein dieser zerklüfteten Gebirgsformationen schimmerte das leuchtende Blau der Türkisen. In den uraltesten Zeiten der Entwidlung des ägyptischen Reichs rüsteten die Aegypter bereits eine große Expedition in die Wüste des Ostens, um aus den harten Felsen schimmernden Schmud für die Schönen ihres Landes zu gewinnen. So kommt es, daß wir das älteste Denkmal ägyptischer Kultur nicht in Aegypten selbst, sondern auf den Sinai-Bergen finden. Dreihundert Fuß über den Türkisenminen, die oberhalb des „Höhlen-Tales“ Wady Magareh tief in den Felsen gehauen sind, hat ein ägyptischer Künstler die Ueberwindung eines Sinai-Häuptlings durch den ägyptischen König Semerkhet der ersten Dynastie, etwa 4000 v. Chr., in einem flach in Sandstein modellierten Relief verherrlicht. In den Schächten und Kammern der Türkisenminen haben sich noch die Namen der alten ägyptischen Könige erhalten, die die Begierde nach dem Besitz der glänzenden Edelsteine zu Streifzügen in das Sinai-Land veranlaßt hatte und die sich und ihr Volk gern verwegen wollten. So liest man hier die Namen der Könige Sanekht und Zeser aus der dritten Dynastie, den Namen des bekannten Königs Chufu aus der vierten Dynastie und andere mehr bis herab zu der achtzehnten Dynastie. Die Türkisenminen waren also von dieser grauen Vorzeit an bis um 1500 v. Chr. in Tätigkeit. Die Skulpturen sind durch die modernen Benutzer der Minen zum größten Teil zerstört. Die K. te sind gegenwärtig durch den englischen Archäologen Curdell in das Museum zu Kairo übergeführt worden. Die besondere Wichtigkeit des ganzen Sinai-Gebiets für die ägyptologische Forschung, ja für die Verfolgung der Anfänge der Kultur überhaupt beweisen die neuesten Ausgrabungen, über deren Ergebnisse der bekannte Aegyptologe H. L. F. Petrie im letzten Heft von „Harper's Monthly Magazine“ berichtet. Weiter nördlich von den erwähnten Türkisenminen, in dem heute Serabit el Khadem benannten Gebiet, findet sich ein anderes Türkisen- und eisenhaltiges Sandsteinplateau, das von den Aegyptern nachweislich von 4000 v. Chr. bis 1100 v. Chr. bearbeitet worden ist. Auf dem höchsten Gipfel des Plateaus, das sich bis zu tausend Fuß über dem Tal erhebt, wohnt die Herrin des glühenden Steines, die Göttin, zu der die Fremden, die aus Gewinnsucht das Land betreten, heiße Gebete um den Erfolg ihres Unternehmens emporsandten. Augenscheinlich war es eine Lokalgöttin der eingeborenen Semiten, aber die Aegypter nannten sie mit dem volkstümlichen Namen der heiteren Göttin der Freude und Liebe, Hathor. Ihrem Dienst war hier schon in ganz früher Zeit ein Höhlen-Heiligtum geweiht. Spätere ägyptische Könige bauten neue Gebäude davor zum Kult der Göttin, und so entstand schließlich ein großer Tempel, der einen Flächenraum von über 200 Fuß einnahm. Heute liegt hier nur noch ein wüstes Trümmerfeld von

Steinblöden, Mauerstrüden und Pfeilern, aber den Bemühungen der englischen Archäologen ist es gelungen, den ursprünglichen Plan, nach dem der Tempel gebaut war, wieder herzustellen. Es ist der typische ägyptische Tempelbau mit großen Pylonen neben der Eingangstür, aufeinanderfolgenden gedeckten Räumen und offenen Höfen und dem in den Felsen gehauenen Allerheiligsten; er verdankt seine Entstehung Amenemhet III. um 2500 v. Chr. Ein anderes kleines Höhlenheiligtum war dem „Gott des Ostens“ Sopy von der Königin Hatschepsut geweiht. An der Außenseite des Tempels stand eine Reihe von Denksteinen zur Erinnerung an die zahlreichen Expeditionen, die unter der zwölften Dynastie in diese Felsenregionen gefandt wurden. Auf einer dieser Tafeln, deren Vorderseite immer dem Heiligtum zugewandt ist, findet man unter dem Namen und den Titeln des Königs, die immer an der Spitze stehen, auch eine Statistik über alle Teilnehmer an der Expedition. Neben den beiden Erbschürfern Mesherher und Aha werden 200 Bergleute, 3 Schmelter, 15 Aufseher, 30 Bauern, 75 Bauhandwerker und schließlich auch 20 Bootleute erwähnt. Das weist darauf hin, daß die alten Ägypter die Zufuhr von Lebensmitteln von Suez aus, also auf dem Seewege erhielten, da der dreitägige Transport der Vorräte zu Lande mit Hilfe von Eseln bei der gänzlichen Oede der Wüste, bei dem Mangel selbst an Oasen kaum durchzuführen war. Die modernen archäologischen Expeditionen machen es nicht anders, da der Transport mit Kamelen sich erheblich teurer stellt. Aber die Klagen der Archäologen über die Schwierigkeiten, bei der noch eintägigen Entfernung der Minen von der See für den Unterhalt auch nur von einigen dreißig Menschen zu sorgen, beweisen zur Genüge, wie großartig organisiert die Expeditionen der alten Ägypter gewesen sein müssen, die doch einst zu Hunderten in diese Wüste zogen. Unter den Kunstschätzen, die am Hathortempel jetzt ans Licht gebracht werden, sind die Kapitale zu nennen, die den Kopf der Göttin tragen; die Darstellung des breiten Gesichtes mit den stier blickenden Augen und den diden, zusammengewollten Flechten, aus denen die Ohren der Kuh hervortreten, ist sehr charakteristisch. Ein anderer sehr wichtiger Fund ist der schöne Kopf der Königin Ti, der Mutter des großen Negerkönigs Amenophis IV., der als das wirklich authentische Porträt dieser Königin gelten kann, da ihr Name auf der Krone, die sie trägt, eingegrift ist. Zu den bedeutungsvollsten Ergebnissen der letzten Expedition gehören aber die Aufschlüsse, die man durch die Ausgrabungen über das Alter mancher semitischer Gebäuche erhält, die bisher dem Judentum zugeschrieben waren. Die Ägypter haben nämlich im fremden Lande dem Kult seiner semitischen Einwohner manche Konzeptionen gemacht. So finden sich vor der heiligen Höhle der Göttin Hathor riesige Aschenhaufen, die auf Brandopfer deuten, welche Sitte den Semiten eigentümlich und den Ägyptern sonst fast ganz fremd geblieben ist. Links von der Seitentür des Tempels befand sich eine Cisterne, die augenscheinlich der Fußwaschung vor dem Eintritt in den Tempel diente. Ein großes Steinbassin stand in der Mitte des größten gedeckten Raumes im Tempel, und auch ein zweiter Hof enthielt eine große Cisterne zur Vornahme von Waschungen. Diese enge Verbindung der religiösen Waschungen mit dem Heiligtum findet sich dann erst später in jüdischen Tabernakeln. Im Heiligtum fanden sich auch Weihrauchaltäre aus Stein, die in Ägypten, wo der Priester den Weihrauch in einem Kiesel mit langem Griff abbrannte, ganz ungebrauchlich waren, während sich bei den Juden später der Weihrauchaltar innerhalb des Tabernakels befand. Die zahlreichen Denksteine und Denksteiler, die in der Höhe des Hathortempels errichtet wurden, weisen auf die Sitte der semitischen Völker, heilige Wallfahrtsorte durch solche steinerne Denkmäler zu ehren. In der Nähe des Tempels befinden sich mehrere roh aus Steinen zusammengefügte Räume, die sicher als Pilgerherbergen dienen sollten. In Syrien war es eine weitverbreitete Sitte, sich in der Nähe eines Heiligtums zum Schlafen niederzuliegen, da man wohl die Hoffnung hegte, im Traume von dem Gotte des Heiligtums irgend eine Offenbarung zu empfangen. Bei den eigentlichen ägyptischen Tempeln finden sich ähnliche Pilgerherbergen nirgends. So hat sich also in dem ägyptischen Hathortempel auf Sinai sogleich das älteste bisher bekannte Beispiel semitischer Kultübung erhalten.

Völkertunde.

— Albanesische Sitten. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Salonik geschrieben: Bei den katholischen Albanesen, welche den westlichen Teil Albaniens bewohnen, bis in das Bergland von Skutari hin, finden sich recht sonderbare Gebräuche vor, die noch wenig bekannt sind, zumal da Europäer in diesen Gegenden selten so lange Aufenthalt nehmen, um den Gewohnheiten und Sitten der Bevölkerung viel Aufmerksamkeit schenken zu können. Am besten sind die katholischen Geistlichen darüber informiert, welche im Lande tätig und seit langem bestrebt sind, gewisse altvererbte, oft barbarische Sitten abzumildern, da an eine Ausrottung nicht zu denken ist. Vielfach kommt es vor, daß mohammedanische und katholische Albanesen denselben Gebräuchen huldigen. Bei Hochzeiten, bei Taufen oder Begräbnissen hat man Gelegenheit zu bemerken, wie zahlreich Reiche und Arme, Arbeiter und Kaufleute an diesen Bräuchen festhalten, und selbst gebildete Leute wagen es nicht, davon abzuweichen, weil sie fürchten, sich die Mißachtung ihrer Glaubensgenossen zuzuziehen. Jede Albanesin, die in gesegneten Umständen ist, hofft sehnlich, einem Knaben das Leben zu schenken. Tritt dieser Fall nicht ein und erblickt ein Mädchen

das Licht der Welt, so gilt dies als schmerzliche Enttäuschung und nur ungern geben die Eltern Kunde von der Geburt ihres Kindes. Die Albanesin, die ihrer schweren Stunde entgegensteht, läßt ein für das zu erwartende Kind und ein für sich selbst bestimmtes Totengewand an ihr Lager bringen für den Fall, daß ein Unglück eintreten sollte. Geht die Geburt glücklich vor sich, so werden Mutter und Kind mit den reichsten Kleidern angetan, die Wiege, die bei wohlhabenden Leuten oft ein wahres Kunstwerk albanesischer Holzschneiderei ist, wird auf das feinste hergerichtet, aller verfügbare Schmuck, zumeist müngenartige goldene Anhängsel werden der Wöchnerin und dem Kinde umgehängt, und nun beginnt der Empfang der Besuche. Die Albanesen sind gewohnt, sich bei solchen Gelegenheiten die größten Schmeicheleien zu sagen. Wenn sich ein Besucher entfernt, bringt man ihm das Kind in der Wiege und ein Ei. Der Besucher nimmt das Ei und läßt damit ganz leicht über das Gesicht des Kindes, dabei den Wunsch ausprechend, daß neugeborene Kind möge stets weiß bleiben, d. h. es möge sich in seinem künftigen Leben nie etwas zuschulden kommen lassen, dessen es sich zu schämen habe. Als Geschenk bringen die Besucher Eier und Früchte ins Haus. Die Mutter bleibt nach der Geburt eines Knaben drei, nach der Geburt eines Mädchens sechs Tage zu Bett. Vierzig Tage darauf begibt sie sich zur Kirche, verrichtet dort gewisse Gebete für das Wohl des Kindes und eilt dann nach dem Hause ihrer Eltern, bei denen sie eine volle Woche verbleibt, ohne zu ihrem Manne zu gehen. Die Taufe wird gewöhnlich sofort nach der Geburt des Kindes und zwar ohne besondere Festlichkeiten vollzogen. Einige Monate nach der Geburt bitten die Eltern einen guten Freund der Familie oder eine Person, die eine gewisse öffentliche Stellung bekleidet, dem Kinde die Haare zu schneiden. Dieser Vorgang besteht darin, daß die eingeladene Person dem Kinde, das ihm die vor ihm kniende Mutter entgegenhält, drei kleine Büschel Haare abschneidet. Dieser Brauch scheint sich nur bei den Albanesen vorzufinden und wird von Katholiken und Mohammedanern gleich hoch gehalten. Der Bate oder der Kubaros, wie man ihn nennt, gelangt dadurch zur Familie des Kindes in eine ganz bevorzugte Stellung. Er hat jederzeit Zutritt im Hause, sein Rat ist stets ausschlaggebend und mag es sich auch um diskrete Angelegenheiten handeln: man setzt volles Vertrauen in ihn. Bei türkischen Familien geht das Vertrauen sogar so weit, daß dem Kubaros gestattet wird, in das Haremlik (Frauengemach) einzutreten. Ist es einem Dorfbewohner gelungen, in der Stadt einen einflußreichen Kubaros ausfindig zu machen, so macht er sich mit seiner Frau im reichsten Kleiderstaat auf den Weg, er trägt die für den Baten bestimmten Geschenke, die gewöhnlich in Seiden- oder Baumwollstoff, in Wäscheleinen oder Stidereien bestehen, während die Frau die Wiege mit dem Kinde auf dem Rücken trägt. Der Bate gibt dann den Eltern ein Gastmahl und auf die Platte, auf welche er die Schere zurücklegt, mit welcher er dem Kinde die Haare abschneidet, legt er gleichzeitig ein entsprechendes Geldgeschenk nieder. Man erzählt, daß zur Zeit, als die katholischen Albanesen noch sehr den Verfolgungen durch die Mohammedaner ausgesetzt waren, die ersteren stets bestrebt waren, irgend einen einflußreichen Kubaros unter den Türken ausfindig zu machen. Dadurch sicherten sie sich den wirksamsten Schutz gegen alle Uebergriffe der Mohammedaner. Aus dem Gebrauche geht also hervor, daß die katholischen Albanesen auf das Sakrament der Taufe geringes Gewicht legen, dagegen den Brauch des Haarschneidens, der, wie erwähnt, bei Katholiken und Mohammedanern besteht, als den eigentlich wichtigen Moment betrachten.

Notizen.

- „Mäher“, Schauspiel in drei Akten von C. G. Neuling, wurde vom Stadttheater in Köln erworben und gelangt noch im Laufe dieser Spielzeit zur Uraufführung.
- Der Charakterspieler Erich Ziegel vom Schiller-Theater ist vom Schauspielhause auf fünf Jahre verpflichtet worden.
- Hirschfelds Lustspiel „Spätfrühling“ ist am Sonnabend im Burg-Theater mit Pauken und Trompeten durchgefallen und an demselben Abend im Münchener Residenz-Theater sanft abgelehnt worden.
- Die Meunier-Ausstellung ist bis zum 21. Februar verlängert worden.
- Der Bildhauer Professor Hugo Kaufmann übersiedelt von München nach Berlin.
- Die diesjährige Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes wird in Weimar stattfinden.
- Die Universität Lausanne hat die Organisation des zweiten internationalen Kongresses für alpine Gartenkunde übernommen. Dieser Kongress wird im alpinen botanischen Garten bei Pont de Mant oberhalb Vevey im August stattfinden.
- o. Ein „überflüssiges“ Buch. Ein schönes Geschäft hat die Bodleyanische Bibliothek in Oxford gemacht. Vierzig Jahre nachdem sie ein Exemplar der ersten Folioausgabe von Shakespeares belommen hatte — d. h. im Jahre 1664 —, sonderte der Bibliothekar einige „überflüssige Bücher“ aus und warf diese erste Folioausgabe auf den Haufen, der dann für 480 M. verkauft wurde. Jetzt hat die Bodleyanische Bibliothek die erfreuliche Aussicht, das Buch zurückzukaufen, allerdings für — 60 000 M. —